

Elisabeth [Schluss]

Autor(en): **Schaffner, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



„Engelberg“.
Zu G. F. Meyers Dichtung entworfen von
Meta Löwe, Zürich.

Elisabeth

Erzählung von Jakob Schaffner, Basel-Verein.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Derartiger Freuden warteten Lydias noch viele. Denn da ich einmal bemerkt hatte, daß sie Anteil an meinen Geschäften nahm, ließ ich sie allerlei Bestellungen und Verträge schreiben, wobei sie einen erfreulichen Briefstil, ein richtiges Auffassungsvermögen und einen gefunden, brauchbaren Geschäftssinn entwickelte. Dann übertrug ich ihr auch das Adressieren und Versenden der persönlichen Geschäftsanzeigen, das Anlegen der Bücher und allerlei kleinere und größere Einkäufe, die ich dann allerdings vorher mit den betreffenden Geschäftsfreunden heimlich verabredete. Ich sah so gern ihren lieben Stolz, den sie gar nicht zu verbergen vermochte, wenn ich ihr bezeugte, daß alles zu bester Zufriedenheit erledigt sei. Waren die Gratulationen meiner Freunde anfänglich nur scherzhaft gemeint, so pries mich doch einer um den andern in allem Ernst glücklich, ein so gewandtes und verständiges Weib zu bekommen.

Eine neue Gelegenheit, ihr Licht leuchten zu lassen, ward ihr durch die Bestellung der Möbel und die Auswahl der Küchengeräte und der sonstigen Ausstattung. Sie bewies dabei soviel natürlichen Geschmacks und praktischen Sinn, daß der Schreinermeister bekannte, noch selten ein Geschäft so glatt und klar abgeschlossen zu haben wie dieses, und er hätte nicht gedacht, daß die junge Dame so genau wisse, was sie wolle. Das sei eine Seltenheit bei den Damen überhaupt.

Dann kam die Frage, wo wir wohnen wollten. Lydia war gleich von Anfang dafür, daß wir eine ganz eigene Wohnung in einem fremden Haus beziehen sollten. Sie bekannte mir's offen, daß sie in unserm Heim ganz allein schalten und walten wolle und daß sie sich nicht gern von den alten Frauen immer darenreden lassen möge. Da mir dies ein Vorschlag zum Frieden dachte, so half ich ihr wacker gegen die Meinung der Frauen, daß im Hause Platz genug sei für uns und daß man

manchmal übereinander froh sein möchte. Wir wußten sie mit List und Schlagfertigkeit bald genug zu überwinden und wählten nun natürlich das möglichst entgegengesetzte Quartier, was einigermassen Murren bei den Frauen hervorrief, jedoch nicht geändert wurde, da wir darauf pochen konnten, daß diese Wohnung meiner Arbeitsstelle näher lag. Darauf erschien die Eheverkündigung, die auch wieder in Lydias Gesangbuch Platz fand.

Und zwei Wochen vor der Hochzeit schon war sie schlechtweg den ganzen Tag in der neuen Wohnung, maß und verglich, stellte und verschob wieder, nahm in Empfang und scheute sich auch nicht zurückzuweisen, hängte Bilder auf und hängte Bilder wieder ab und machte sich unendlich viel zu schaffen.

Einmal mußte doch auch der Feuerherd probiert sein, und um nicht unnütz Holz zu verbrennen, bereitete sie mir ein schmackhaftes Besper, das sie mir in nagelneuem Geschirr und in einem nagelneuen Körbchen flugs ins Atelier brachte.

Sie ging im Groltschen Haus aus und ein, und einen bessern Passpartout als ihre lieben Augen gab es ja nicht. Nachdem sie einmal gemerkt hatte, daß auch Elisabeth sich ihrem Wesen nicht entziehen konnte, unternahm sie öftere Besuche bei ihr, die auch bald genug zur eigentlichen Freundschaft gediehen, wozu nichts mehr fehlte als das vertrauliche „Du“.

Nachdem nun Lydia angelegentlich zugehört hatte, wie ich mir ihre feine Zubereitung schmecken ließ, raffte sie ihre Geschirre wieder in das Körbchen und verließ mich, um Elisabeth noch einen kurzen Besuch abzustatten. Ich aber arbeitete munter weiter, freute mich über die guten Beziehungen der beiden Frauen zueinander, freute mich auch, daß sich das Geschäft so gut anließ unter meiner Hand und freute mich nicht zum mindesten, daß der

drohende Konflikt mit dem Fräulein sich nun so friedlich beigelegt hatte. Denn Lydia war mir mit der Zeit doch wirklich lieber geworden als Elisabeth; sie nißte so recht warm und wohnlich in meinem Herzen, indessen jener nur noch bescheiden auf der Schwelle zu sitzen vergönnt war.

Bald darauf kam Gallus, der seiner Schwester zu lieb an die hiesige Universität übergesiedelt war, zu mir, und nach der Begrüßung und einigen scherzhaften Reden fragte er plötzlich:

„Du, was hast du mit deiner Braut gehabt?“

„Wie gehabt?“ fragte ich erstaunt zurück.

„Sie eilte soeben ganz verstört an mir vorbei und zum Haus hinaus.“

„Was du sagst!“ rief ich. „Sie ging lachend von mir. Dann muß etwas zwischen den Mädchen vorgefallen sein.“

„Warte, ich will nachsehen!“ beschied mich der Freund und verließ das Atelier.

Ich konnte mir nicht denken, was vor sich gegangen sein mochte. Doch ahnte ich Schlimmes. Und nach einer Weile kehrte Gallus mit besorgter Miene zurück.

„Die Schwester hat sich in ihre Kammer eingeschlossen und gibt keine Antwort,“ meldete er. „Was mag es da nur gegeben haben?“

Ich wußte es auch nicht. Am Abend aber, als ich nach Hause kam, fand ich Lydia nicht vor. Sie sei wie immer nach der neuen Wohnung gegangen, sagte Frau Wirtlein. Sie habe gemeint, sie hätte mich etwa vom Geschäft abgeholt, wie auch schon.

Ich ließ mich nicht auf weitere Erörterungen ein, sondern begab mich stracks auf den Weg nach unserer künftigen Wohnung, den mir die Straßenbahn um ein Erstaunliches abkürzte.

Und dort in der Küche saß Lydia ohne Feuer und Licht in äußerster Trostlosigkeit weinend am Herd, und es dauerte noch eine gute Weile, bis sie sich soweit beruhigt hatte, daß sie mir das Vorgefallene erzählen konnte.

„Du weißt doch,“ hob sie an, „daß ich von dir weg noch zu dem Fräulein gegangen bin. Sie war so lieb wie immer, nötigte mich zum Kaffee und tißte allerhand Süßigkeiten auf... Und dann sagte sie, da ihr Bruder und du Freundschaft geschlossen hätten, so stände es uns eigentlich auch wohl an, uns du zu nennen... So schlossen wir denn Freundschaft und küßten uns auf die Wangen. Dann sah sie mich lange an und sagte endlich: ‚Es ist merkwürdig; eigentlich müßte ich dir gram sein. Aber ich kann es nicht. Es ist gerade, als ob ich auch in dich verliebt wäre. Laß mich deinen Mund küssen!‘ Sie tat es, und das gefiel mir alles so wohl... Ach, ich mag es doch so gerne, wenn man mich lieb hat...“

Lydia begann wieder zu schluchzen, daß ich lange Zeit genug zu trösten hatte. Dann endlich fuhr sie fort:

„Wie sie nun so lieb war und so bewegt, da tat sie mir leid und ging mir auch das Herz auf. Ich sagte ihr alles, weißt du, was ich damals sagen wollte. Auch, was du gesagt hast. Aber ich habe es doch nur gut gemeint... Und als ich fertig gesprochen hatte, war sie ganz bleich und schaute mich kalt und böse an und sagte lange nichts. Und als sie endlich etwas sagte, da war es etwas so Häßliches!“

Lydia barg das Gesicht in den Händen, und ich sah, wie ihr die Röte in die Stirne stieg, während sie leise fortfuhr:

„Sie fragte mich, was ich getan habe, um diesen Vorsprung vor ihr zu gewinnen... Und als ich recht eintreßte war und sie nur anschauen konnte, brach sie in Weinen aus und rief: ‚Nein, nein! Ich tat dir weh. Aber du mir auch. So weh konnte er mir nicht tun, weil er mich doch lieber hat als dich!‘ Und als ich etwas sagen wollte, schüttelte sie zornig das Haupt. ‚Geh, geh!‘ rief sie dabei. ‚Wenn du ihm schon schwerer wiegst, so bilde dir nicht ein, daß es dein eigenes Gewicht sei, du Pärchen! Was wärst du ohne ihn? Und was wärst du gegen mich ohne das, was du von ihm hast?‘ Dann weinte sie wieder und seufzte: ‚Gott! Gott! Ich werde ungerecht und garstig! Vergib mir, Lydia! Aber geh jetzt und komme nie mehr! Hörst du? Ich will dich nie mehr sehen, nie mehr!‘ Damit ging sie von mir weg zur Türe hinaus und kam nicht mehr zurück... Das ist's nun, und ich weiß auch gar nicht, was ich verschuldet habe“ — sie begann wieder zu weinen — „daß sie mich so verstoßen hat!“

Sie lag wieder an meiner Brust, und ich streichelte ihr beruhigend das Haar. Zu sagen vermochte ich aber vorderhand noch nichts. Zum Glück brauchte es nie viel, um sie wieder zu trösten, und mit einigen freundlichen Worten war sie bald wieder ruhiger. Ich sagte, sie dürfe das nicht so schwer nehmen. Elisabeth sei gar ein eigentümliches Weib. Leichtlich gereue sie morgen, was sie heute gesagt habe, und sie käme, um die Verstoßene im Triumph wieder zurückzuholen. Kurz, ich machte es, wie man es oft macht, wenn man trösten soll: ich erzählte ihr Dinge, die sie zu hören begierig war und die ich selbst nicht im Entferntesten glaubte.

Sie wusch ihr verweintes Gesicht, und an meinem Arm trat sie gefaßt und schon wieder mit einem Auslug von Heiterkeit den Heimweg an. Es war mir lieb, daß sie das Bedürfnis hatte zu plaudern; denn mir war es nicht zum Scherzen zu Mute. Was ich in Elisabeths Busen schlafend und ruhend gemeint hatte, das war von einem harmlosen Wort wieder aufgestört worden. Und ich begann wieder für die Zukunft zu fürchten. Elisabeth hatte sich heute von einer ganz andern Seite gezeigt. Wenn sie auch mir so gegenübertreten sollte?

Indessen schienen solche Befürchtungen grundlos zu sein. Ich bekam das Fräulein erst nach unserer Hochzeit wiederzusehen, und auch da blieb sie ernst und gemessen, wenn ich auch manchen heißen, gequälten Blick von ihr abging, der mich dann wohl oft auf Stunden beschäftigte, aber keinerlei Gewalt mehr über mich besaß.

Zehntes Kapitel.

Wir aber, Lydia und ich, waren nicht nur glücklich ein Ehepaar, sondern auch ein glückliches Ehepaar. Ich entdeckte mit jedem Tag einen neuen Vorzug an ihr, oder die alten Vorzüge schillerten immer wieder in neuen Lichtern, daß ich wohl Ursache hatte, auf meine Frau stolz zu sein. Und sie behauptete ebenso, mit mir sich im gleichen Fall zu befinden. Die Bekannten, die uns besuchten, machten ihr tausend Komplimente und bewerteten immer wieder, sich so recht wohl in unserer Haushaltung zu finden. So gerne sie das hörte, war

sie doch am liebsten mit mir allein, und wenn ihr bei ihrer Einfachheit auch das blendende geistige Feuerwerk der höhern Bildung abging, so hatten ihre Gespräche doch oft genug einen tiefen sittlichen Gehalt, und es ging mir damit, wie mit gewissen guten Büchern: sie besaßen die Eigenschaft, nachzuwirken, sodaß ich oft einen ganzen Tag über ein einziges schlichtes Wort von ihr zu sinnen hatte.

Daß dadurch unsere Beziehungen sehr an Tiefe und Innigkeit gewannen, bedarf keiner fernern Erläuterung, und in unserer gegenseitigen herzlichen Hochachtung lag die Gewähr für fernere Tage ungetrübten Glückes.

So ging der Sommer vollends zu Ende, und der Herbst machte dem Winter Raum, nachdem er seinen Segen zurückgelassen hatte. Wir konstatierten mit Befriedigung, daß unsere Wohnung luftdicht und trocken und die Ofen in gutem Zustand waren, daß unsere Möbel weder rissen noch sperrten, und — zum Stolz und zu besonderer Freude gereichte es Lydia, daß ihr Haushaltungsblüde auf das Genaueste stimmte. Das Geschäft war auf der Höhe geblieben, und Gallus hatte mir bereits mitgeteilt, daß das Groltsche Haus von Neujahr ab verkäuflich sein und daß ich dabei selbstredend die Vorhand haben werde. Denn nach Weihnachten sollte endlich die Hochzeit des Fräuleins stattfinden. Dann wollte er selbst wieder fremde Universitäten besuchen, und da hiemit das Haus leer wurde, fand er, es sei sicherer, zu verkaufen als zu vermieten, wenn man ein unsteires Leben führe.

Da wir um dieselbe Zeit das Ereignis erwarteten, dachte ich daran, dem Neugeborenen als das erste Geburtstagsgeschenk den Kaufkontrakt in die Wiege zu legen. Lydia gegenüber verriet ich aber nichts. Ich wollte sie mit der fertigen Tatsache überraschen.

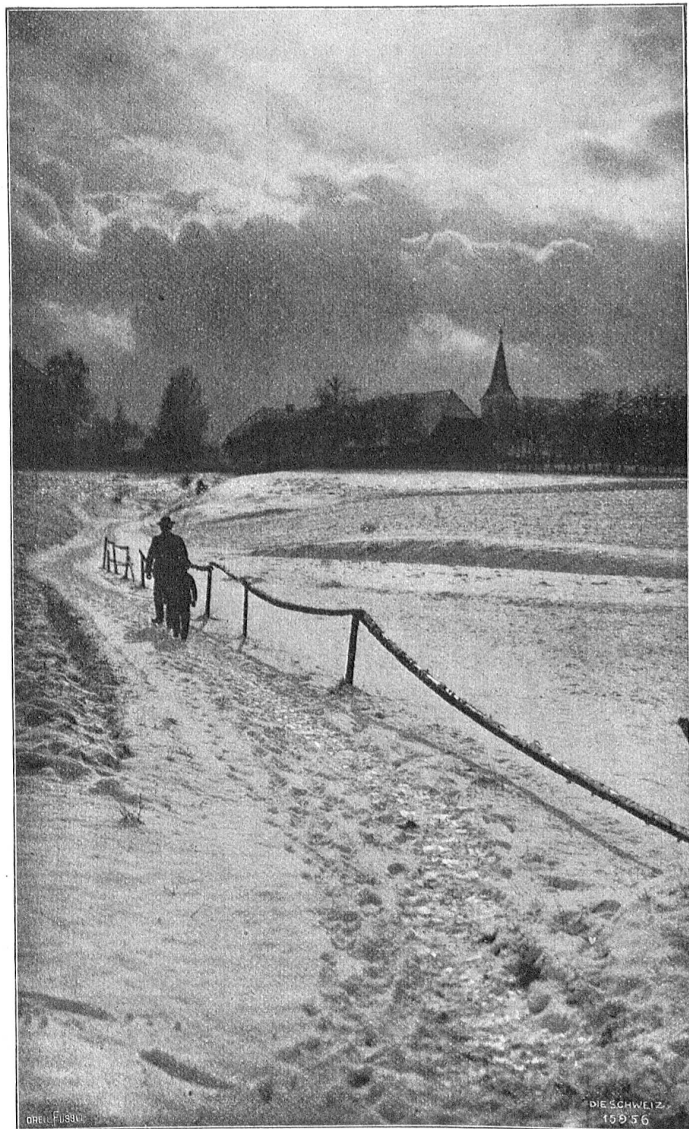
Unterdessen ging die Zeit ihrer Erfüllung zu. Lydia hatte bereits einen anschaulichen Vorrat von Kinderwäsche gearbeitet, Zäckchen genäht, Strümpfchen gestrickt und die Wiege aufgerüstet und aufgeputzt. Auf Weihnachten zeigten auch ihre Freundinnen, daß sie Anteil nahmen an dem Ereignis. Allerlei Insignien für den kommenden Prinzen oder die Prinzessin langten an, gar zierlich gehäkelt oder gestickt und mit scherzhaften und lieben Zuschriften oder Aureden begleitet. Ja, ein befreundetes Brautpaar wettete eine ansehnliche Zahl Küsse auf die männliche oder weibliche Zugehörigkeit des zu erwartenden Knirpsleins.

Im Groltschen Haus verriet sich in nichts die kommende Hochzeit. Es ging alles seinen tagtäglichen Gang. Nur der redliche Gallus ging mit einem nachdenklichen Gesicht herum. Was ihn drückte, teilte er mir jedoch nicht mit.

Es war am letzten Tag vor der Hochzeit, als die Türe meines Ateliers aufging und ich von meiner Arbeit ausblickend Elisabeth mitten im Raum stehen sah. Ihr

Blick, ihr Gesichtsausdruck machten, daß ich meine Arbeit weglegen und ihr entgegengehen mußte, und wie ich sie nun stumm einen Augenblick betrachtete, ward es mir leid für sie, daß mir das Herz zu schlagen begann. Es steht mir aber nicht an, auszusprechen, was ich in ihrem Gesicht geschrieben fand.

Sie sagte, sie sei gekommen, Abschied zu nehmen, und ich konnte kein Wort finden, es ihr zu erwidern. Und da ich so stumm und äußerlich trocken vor ihr stand, fiel sie mir mit ausbrechendem Jammer um den Hals, und was sie weiter tat und sprach, hatte weder Zusammenhang unter sich, noch mit der Vergangenheit oder gar der Zukunft. Denn sie preßte mich mit Leidenschaft an die Brust, nannte mich unter heftigen Küssen einen Verräter und bekannte mir unter fließenden Tränen, dennoch lächelnden Mundes, es sei ihr Unglück und ihr Verderben, daß sie mich so lieb habe. Das alles macht nun, wo ich es niederschreibe, den Eindruck eines nächtlichen, mondburchschienenen Hochsommergewitters auf



Am Weihnachtsabend. Nach photographischer Studie von Carl Heller, Zürich.

mich. Mein Baum wurzelte aber so tief in Lybias Liebe, daß dieser Ansturm der Leidenschaft ihn nur noch zum Mitleid zu erschüttern vermochte. Es tat ihm zwar bis ins Mark hinein weh, das edle Frauenbild also außer sich seinen Schast um eine Liebesgabe rütteln zu sehen; doch hatte er ihr nichts zu geben als Blätter, Blätter des Trostes, woraus sich der Unglückliche nach und nach den Lorbeerkranz des erfüllten Martyriums windet.

Es mochte wohl schon eine Stunde vorbeigegangen sein, seit mich Elisabeth jeglichen Haltes beraubt und bis zur Unzurechnungsfähigkeit erregt, verlassen hatte. Ich fand mich wieder einigermaßen beruhigt und förderte, wenn auch mit dumpfen Sinnen, gewisse Arbeiten, deren Vollenbung ich auf den Abend unweigerlich zugejagt hatte. Da trat Gallus wieder einmal zu mir herein, und an seinem Gesicht sah ich, daß ihn eine Sorge, wohl dieselbe, die er seit lange schon still mit sich herumtrug, eben sonderlich bewegte.

Er setzte sich nach der Begrüßung auf einen der Stühle, und mit einem bekümmerten Seufzer hob er an, mir sein Herz auszusüßeln. Er klagte, er wisse auch gar nicht, wessen er sich von seiner Schwester zu versehen habe. Sie sei durchaus nicht, wie er sie sich als Braut immer vorgestellt. Zuerst habe er geglaubt, daß ihr der Bräutigam nicht anstehe. Das hätte er schließlich begreifen können. Da er ihr dann einmal vorgeschlagen, die Verlobung zu widerrufen, habe sie aber mit einer Eigensinn zu nennenden Standhaftigkeit an des Vaters Willen festgehalten. Trotzdem verrate sie nicht nur keinerlei Interesse an den Zurüstungen zur Hochzeit, sondern wolle auch überhaupt um nichts gefragt sein und behandle ihren Verlobten mit einer Kälte, wie er, Gallus, sie nimmermehr ertragen könnte. Er habe es schon lange aufgeben müssen, ihr dareinzureden und das Verhältnis so oder so zum Bessern wenden zu wollen. Und jetzt solle morgen die Hochzeit sein, während sie nun sich wieder in ihrer Kammer eingeschlossen halte und sich mit kurzen Worten ausgebeten habe, daß man sie heute ungestört lasse.

Das alles erzählte mir der bekümmerte Bruder, nicht ahnend, daß die Ursache aller Mißstände so nahe bei ihm war und alle Kraft und Selbstbeherrschung aufwenden mußte, sich nicht zu verraten. Ein jedes seiner Worte hallte als eine Anklage in meiner Seele wieder. Ach, der, von dem er Trost und einige Erklärung erhoffte, stand als der Unschuldige-Schuldige vor seinem Freund!

Was sollte ich erwidern? Ich machte Gallus darauf aufmerksam, daß das Fräulein immer ihr eigenes Wesen gehabt habe, und konnte gewiß auch nichts Besseres zur Erklärung des sonderbaren Zustandes sagen, als daß es ja möglich sei, daß die unvermeidlichen bräutlichen Beklemmungen und unruhigen Vorgefühle sich bei ihr auf diese Weise äußerten.

Der Freund schüttelte wohl den Kopf dazu, gestand aber schließlich, daß er selber keine plausible Erklärung zu finden vermöge, und nachdem wir noch eine Weile darüber hin- und hergeredet hatten, nahm ein trübes Schweigen Besitz von der bedrückten Stimmung.

So kam der Abend heran, und da nun auch meine Arbeit beendet war, räumte ich mein Atelier etwas

auf und kleidete mich um, die fertiggestellten Bilder abzuliefern, auf welchem Gang mich Gallus eine Strecke begleiten wollte.

Soeben waren wir aus der Türe getreten, als mich Bottschaft traf, unverzüglich nach Hause zu kommen.

„Wir erwarten ein Ereignis,“ sagte ich mit trüblichem Lächeln zu Gallus, worauf denn dieser sofort freundschaftlichst meinen Gang übernahm und sich unter herzlichen Glückwünschen von mir verabschiedete.

Aber mit jedem Schritt, den ich meiner Behausung zu tat, blieb das peinliche Erlebnis immer weiter hinter mir zurück, und im Anblick der Not meines Weibes vergaß ich gar rasch meine eigenen Nöte.

Und als alles vorüber war, Mutter und Kind im Schlummer lagen und ich allein noch spät in der Nacht in beglücktes Anschauen vertieft zwischen Bett und Wiege meine Blicke hin- und hergleiten ließ, zog die Erinnerung an den qualvollen Auftritt mit dem Fräulein nur noch als ein fernes wehmütiges Säuseln über mein Herz dahin, und mir war es zumute, als sei das ihr letzter Abschied für die Ewigkeit gewesen.

Elftes Kapitel.

Da eine Hochzeit mit allen Einzelheiten in der Öffentlichkeit bekannt zu werden pflegt, gehen wir uns nicht genötigt, länger von Urbans Aufzeichnungen Gebrauch zu machen. Was noch zu erzählen ist, möge so wiedergegeben werden, wie es in der Leute Andenken weiterlebt.

Am Himmel stieg der Morgen herauf und blies der Nacht erbarmungslos ihre Lichtein aus. Kein einziges mehr brannte am östlichen Horizont. Ganze Züge waren in der Höhe schon ausgelöscht, und die übrigen zitterten und flackerten im frischen Luftzug. Im Westen allein glühten noch voll und klar die Frühsterne.

Im verschneiten Wald verschliefte sich die letzte Gule. Geschäftig trabte ein verspäteter Fuchs dem Bach entlang durch den Schnee seiner Behausung zu.

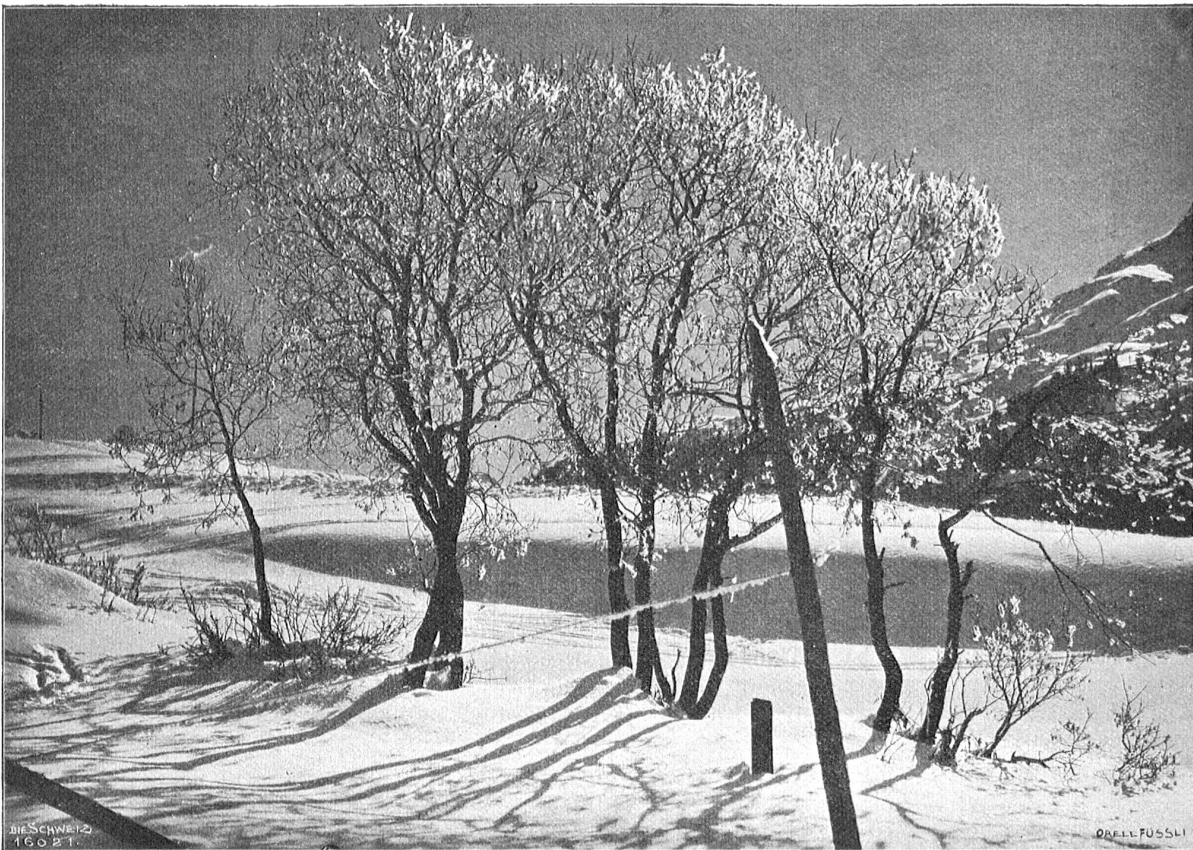
In den Dörfern krächten die frühesten Hähne, wurden die ersten Fenster Scheiben aufgeschlagen und klapperten die frühesten Holzschuhe auf gepflasterten Vorplätzen.

In der Stadt fuhren die Schneepflüge durch die Straßen; denn es hatte gegen Mitternacht eine ansehnliche Menge Schnee herabgeworfen. Dann füllte das Volk der Arbeiter und Arbeiterinnen die Gassen; sie mochten es sich nicht versagen, auf dem Weg zur Arbeitsstelle mit einigen wohlgemeinten Schneebällen sich zu begrüßen. Beamte und glücklicher situierte Angestellte machten die Fortsetzung dieser allmorgendlichen Wanderung, die nicht versiegen zu lassen Hausfrauen und Köchinnen alsobald eilig waren.

Vor dem Groltschen Haus stand eine Equipage, von mehreren Neugierigen angelegentlichst betrachtet. Der Kutscher trug eine Rose im Knopfloch, ein rotes Bändchen flatterte an seiner Peitsche, ebensolcher Schmuck zierte das Geschirr der mutigen Kappen.

Dann kam eine zweite Kutsche angefahren, just, als sich im Hause dröhnende Hammerschläge vernehmen ließen. Herr Greislein, der dem Gefährt entsteigend das Geräusch vernahm, flüsterte mit befriedigtem Lächeln vor sich hin:

„So hat sie sich doch noch zu einer Girlande ver-



Raubreif (Motiv bei St. Moritz). Nach photographischer Studie von Anton Krenn, Zürich.

standen! Die Liebe! Noch im letzten Augenblick läßt sie sie aufhängen!"

Dann eilte er leichtfüßig die Treppe hinauf, dem Schall der Hammerschläge nach, seine Braut in Empfang zu nehmen.

Als er im obersten Gang angelangt war, hörte er ein Krachen, als wenn eine Türe eingebrochen würde, und gleich darauf einen mehrfachen Schrei des Entsetzens. Hastig hinzueilend fand er Elisabeths Kammertüre weit offen und mehrere Personen inmitten des hellen Raumes vor Schrecken festgebannt und gemeinsam nach einem Punkt hinstarrend. Ihren Augen folgend erblickte er endlich das Fräulein auf ihrem Lager hingestreckt, leichenbläß mit gebrochenen Augen und leidvoll halbgeöffnetem Mund. Sie war tot.

Der Bräutigam sank in die Knie mit einem tiefen Aufstöhnen des Schmerzes, und dieser Laut weckte auch die andern Anwesenden aus ihrer ersten Betäubung, sodaß nun rasch getan wurde, was in diesem Fall angezeigt erschien.

Gallus, der endlich nach vielem vergebenen Pochen die Türe erbrochen hatte, sah allerdings sofort, daß hier nicht mehr zu helfen war. Elisabeth hatte sich eine Pulsader geöffnet. Unter düsterem Sinnen erwartete er des Arztes Ankunft, indessen Greislein auf den Knien zu Elisabeths Lager hingerutscht in stillem Weinen die herabhängende Hand der toten Braut streichelte. Des Bräu-

tigams hoffnungsloses Tun erfüllte auch die Anwesenden mit unsäglichem Jammer, und die Augenblicke, die bis zu des Arztes Erscheinen die Anwesenden miteinander verlebten, gehören wohl zu den wehesten, die das Leben überhaupt über die Menschen hereinzuführen vermag.

Der Arzt kam und stellte außer dem, was alle bereits mit genügender Sicherheit wußten, noch fest, daß der Tod bereits am vorigen Abend müsse eingetreten sein.

So blieb denn dem niederge schlagenen Bruder nur übrig, den Resten seiner Schwester die letzte Liebe angedeihen zu lassen. Er vermochte es nicht über sich, auch nur einen Augenblick die Leiche zu verlassen. Das Verhängnis, das ihm unbekannt über ihr schwebte, kannte ihn in ihrer Nähe fest.

So wurde Elisabeth aufgebahrt und mit Kerzen umstellt, während vom Nachtiischen das Kreuzifix mild und versöhnlich auf die Verbliebene herabschaute.

Und nun zur Nachtzeit, als die stillen Kerzen brannten, erschien Urban auf der Schwelle des Sterbegemaches. Gallus trat dem Zögernden entgegen und führte ihn an der Hand zur blassen Leiche hin. Lange standen die Männer und schauten auf das leblose Gebilde nieder. Gallus rannen die Tränen über die Wangen. Urban war fast so bleich wie die Leiche selbst. Gesprochen hat keiner von beiden. Still, wie er gekommen, schied Urban mit einem heißen Händedruck von seinem Freund und

mit einem letzten Blick von den armen Ueberresten des schönen Weibes.

Schluß.

Mag nun endlich die letzte Seite von Urbans Aufzeichnungen den Beschluß dieser Erzählung machen.

— Da liegt nun das Kindlein, dudelt vor sich hin, ahnt nicht, was für einen Zauber sein junges Leben in sich birgt, und weiß nichts davon, was sein Vater ihm schon schuldig geworden ist. Und wahrlich, es müßte schon ausnehmend unglücklich geraten, bis das Maß der Sorgen, die es mir etwa noch bereiten könnte, die Last aufwöge, die mir sein weinend Kommen abgewälzt und sein freundlich Bleiben völlig in milde Erinnerungen verflüchtigt hat!

Welch eine Fülle von Poesie solch ein Wesen ins Haus bringt! Mit jedem Tag werden neue Lieblichkeiten aufgeboden, den kleinen Fremdling auf der Erde einzubürgern.

Als ich heute mittag von der Arbeit nach Hause kam — die Gänge werden auch ehestens aufhören; wir werden mit dem Frühjahr in das Grottsche Haus übersiedeln, und ich denke, daß sich unser liebliches Sonnen-scheinkin mit dem milden Haus Schatten wohl vertragen wird — da ich also nach Hause kam, ward ich von einem gar artigen Austritt auf das Erfreulichste begrüßt. Stand da meine Frau am offenen Fenster und stellte ein Schneeweißchen, das sie im Garten gebaut hatte, auf das Gesimse.

„Für das Kleine, wenn es wach war,“ lächelte sie, während sie den etwas dickgeratenen Hals der Kreatur mit einem blauen Seidenbändchen umwand, das im ersten Föhnwind lustig flatterte.

„Denke dir, es hat mich heute früh angelacht!“ rief sie dann plötzlich, und ich ward nun begreiflicher Weise sehr begierig, das runde Gesichtchen auch lachen zu sehen. So traten wir denn zur Wiege, wo aber das einzige Wunder mit seinem Lächeln vorzüglich schlief. Wir zogen die Vorhänge zurück, zupften ein wenig am Kissen und ein wenig am Bettdecklein und hätten gar zu gerne damit bewirkt, daß das Kindlein erwachend uns angelächelt hätte.

Darüber kam die Großmutter herein, die seit einiger Zeit bei uns weilt, und Lydia berichtete ihr unverzüglich die lächelnde Neuigkeit.

„So?“ begann aber da die Großmutter zu schelten. „Und nun habt ihr natürlich keine Ruhe, bis das Kleine aus dem Schlaf geweckt ist und anstatt zu lachen euch etwas Rechtes vorkreicht! Man müßte wahrhaftig noch zwei Wiegen kommen lassen und euch darein legen, ihr Kinder, die ihr seid! Macht, daß ich euch aus der Stube jage!“

Das war aber nicht halb so böß gemeint, als es den Anschein haben sollte, und als gerade das Kindlein seine Augen aufschlug und uns freundlich anlächelte, ward die gute Großmutter gleich uns zum Kinde vor Entzücken.



Makars Traum.

Ein Weihnachtsmärchen von Wladimir Galaktionowitsch Korolenko.

Aus dem Russischen überseht von Maria von Thilo, Wünnigen.

(Schluß).

Die Redensart, daß man auf einem gestohlenen Gaul nicht weit komme, hatte Matar freilich oft vernommen; da er aber im Laufe seines Lebens häufig die Beobachtung ge-

macht hatte, daß die Tataren auf ihren gestohlenen Pferden sogar zur Stadt ritten, schenkte er ihr keinen rechten Glauben. Jetzt war er zur Ueberzeugung gelangt, daß die alten Leute bisweilen die Wahrheit reden.

Sie überholten viele Reiter, die alle so schnell dahineilten wie der erste: die Rosse flogen wie Vögel, die Reiter waren in Schweiß gebadet, und trotzdem ließ Matar sie immer weit hinter sich zurück. Tataren waren in großer Anzahl vertreten; aber es kamen auch viele eingeborene Tschalganzen vorbei: einige saßen auf gestohlenen Ochsen, die sie mit Stachelstöcken antrieben.

Matar warf feindliche Blicke auf die Tataren und brummte, daß sie nur zu milde gestraft würden. Traf er aber mit einem Tschalganzen zusammen, so blieb er stehen und unterhielt sich freundlich mit ihm; wenn es auch Diebe waren, so blieben sie doch seine Freunde. Manchmal bewies er ihnen seine Teilnahme dadurch, daß er einen Knüttel, der zufällig auf der Straße lag, aufhob und Pferde und Ochsen eifrig antrieb; aber kaum waren sie einige Schritte



Partie am Cresta Run (Engadin). Nach photographischer Studie von Anton Krenn, Zürich.